

Tagungsbericht zur Jahrestagung der „Deutschen Gesellschaft für Soziale Psychiatrie“

Vierzig Jahre sind seit der Veröffentlichung der Psychiatrie-Enquete 1975 vergangen. Eine lange Zeit. Fast fünfzehn Jahre mussten noch vergehen bis ich das Licht der Welt erblickte. Wo steht die Soziale Psychiatrie jetzt? Was ist in vierzig Jahren passiert? Diese resümierende Frage – es könnte auch Abrechnung genannt werden – bildete den Rahmen der diesjährigen Jahrestagung der „Deutschen Gesellschaft für Soziale Psychiatrie“.

Eine „Abrechnung“ vorzunehmen, wie ich es etwas polemisch ausgedrückt habe, steht mir natürlich nicht zu und das möchte ich auch gar nicht. Ich beschäftige mich erst seit wenigen Jahren mit Fragen der Sozialpsychiatrie, habe wenig Berufspraxis und befinde mich noch mitten im Studium (MSc. Public Health, Charité Berlin). Die Geschichte der Sozialpsychiatrie kenne ich deshalb nur aus dem Schulbuch. Umso mehr erfreute es mich, der Einladung von Ilse Eichenbrenner zu folgen und als „Tagungsbeobachter“ einen Einblick in die Kontroversen aller Akteure der Sozialpsychiatrie in Deutschland zu erhalten. Im Folgenden möchte ich meine Erfahrungen zur Jahrestagung kurz schildern.

Es hätte eine Veranstaltung werden können, bei der sich alle Teilnehmenden und Wegbegleiter*innen der Sozialpsychiatrie gegenseitig auf die Schulter klopfen und eine Lobeshymne der Nächsten folgt. Betrachtet man die Verhältnisse der Psychiatrie von damals und heute, hätte es tatsächlich allen Anlass dazu gegeben. Viel hat sich seitdem in der Psychiatrie verändert - sagen zumindest meine Schulbücher, aber auch die Tagung zeigte eine positive Entwicklung. Doch die vielen Lobeshymnen blieben diesbezüglich auf der Tagung aus. Erstaunlich. Erste Erkenntnis: Die DGSP gibt sich weiterhin kritisch.

Der Blick der Tagung richtete sich in die Gegenwart und Zukunft. Welche Herausforderungen stellt die heutige Gesellschaft an unseren Beruf? Was sind positive Entwicklungen in der Sozialpsychiatrie der letzten Jahre und wie können sie optimiert werden? Angenommen wurden sich diese Fragen in Form von Podiumsdiskussionen, Vorträgen und Workshops. Zweite und dritte Erkenntnis: Die DGSP ist zukunftsorientiert und kontrovers.

Es wurde sich also nicht auf verdienten Lorbeeren ausgeruht. Aber nicht nur das. Zudem wurden junge Studierende, wie ich, sehr offenherzig und interessiert im Kreise der DGSP willkommen geheißen. Auch fernab der offiziellen Veranstaltungen fanden Gespräche über Theorie und Praxis der Sozialpsychiatrie mit den Mitgliedern der DGSP statt, die mich sehr inspirierten. Dritte Erkenntnis: Die DGSP ist offen.

Besonders eingängig beschäftigt haben mich die Vorträge der beiden eingeladenen Referent*innen Ernst von Kardorff und Stefanie Graefe. Von Kardorff verwies auf die komplexen, akkumulierenden Herausforderungen der Psychiatrie in ihren gesellschaftlichen Facetten (Armut, Wohnungsnot, Pathologisierung/ Normalisierung, Psychologisierung/ Therapeutisierung, „ambulantes Ghetto“). Graefe analysierte anhand der Transformation vom Fordismus zum Postfordismus die Veränderung des Subjekts zum „unternehmerischen Selbst - erschöpften Selbst“. Beide Vorträge erzeugten in mir vornehmlich eins: die Formierung einer Haltung. Die Haltung einer Subjektorientierung, wie sie einst die Kritische Psychologie prägte. Hierbei wird dem Individuum nicht die Verantwortung zuteil über sich selbst zu regieren, sondern gesellschaftliche Missstände werden als Ergebnis von psychischer Gesundheit und Krankheit erklärt. Dies bringt uns zurück zu einem der Leitgedanken der Sozialpsychiatrie, die vor vierzig Jahren formuliert wurden. Der humanitäre Grundsatz „den Menschen in den Vordergrund zu stellen“ muss weiterhin als Maxime gelten, doch auch gesellschaftliche Verhältnisse, die das Individuum umgeben, dürfen nicht vergessen werden.

So gehe ich aus der Tagung mit vielen Denkanstößen, bin dankbar über die vielen Hinweise der Betroffenen zu Missständen in aktueller Praxis und zeige mich motiviert in meiner Zukunft etwas zu einer Veränderung beizutragen. Die Jahrestagung der DGSP bat mir die Möglichkeit neue Perspektiven einzunehmen, die kritische Haltung nicht zu vergessen und zu lernen, Fragen zu stellen, die vielleicht nicht umgehend beantwortet werden können. Damit lässt sich abschließend die fünfte Erkenntnis festhalten: Es gibt viel zu tun.